*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klüger stellt sich selbst vor**

Wie stellt man sich vor, wenn man eine Autobiographie geschrieben hat? Ist es nicht so, als wolle man sagen: ich bin das Original eines Selbstportraits und hier ist ein Schnappschuss? Allerdings bietet sich die Gelegenheit zu rechtfertigen, wie ich in erster Linie dazu kam, ein ichbezogenes Buch zu schreiben.

Mein Leben ist zwar kein typisches aber freilich doch ein paradigmatisches Leben unseres Jahrhunderts gewesen. 1931 geboren, erlebte ich die dreissiger und vierziger Jahre, die Zeit der Verfolgung, des Kriegs und des Exils, als Verfolgte und später als Ausgewanderte. Das habe ich in dem erwähnten Buch ‹weiter leben. Eine Jugend› darzustellen versucht.

In den braven fünfziger Jahren war ich eine brave amerikanische Hausfrau, die ihre kleinen Kinder erzog und den Haushalt versorgte, möglichst billig kochte (weil das Geld knapp war) und ihr eigenes Brot buk. Aus dem Käfig dieses Vorstadtlebens bin ich in den unruhigen und unruhestiftenden sechziger Jahren ausgebrochen, studierte Literaturwissenschaft in Berkeley, demonstrierte gegen den Vietnam-Krieg mit den Kindern im Schlepptau, immer besorgt, sie nicht ins Tränengas der Polizei laufen zu lassen, doch entschlossen, ihnen jede Grundlage für die provozierende Frage zu nehmen: «Und was hast du damals Schöngeistiges getrieben?»­

Danach gab es die Frauenbewegung: ich mischte mit, so gut ich konnte. Doch in den stilleren, produktiveren späten siebziger Jahren habe ich vor allem gearbeitet und bin älter geworden und hatte endlich genug Geld, um nicht jeden Sommer etwas dazuverdienen zu müssen, sondern gelegentlich ins alte Europa zu reisen und mein altmodisches Deutsch aufzumöbeln.

In den satten achtziger Jahren war ich im engeren Fachkreis bekannt geworden (unter anderem als Herausgeberin des German Quarterly) und folgte einem Ruf an eines der selbstgefälligsten Institute der Welt, an eine der amerikanischen Privatuniversitäten, die sich die Ivy League, den Efeubund oder die Efeubande, nennen. Dort verbrachte ich einige selbstgefällige Jahre als ordentliche Professorin, bis ich eines Morgens in den Spiegel blickte und mir sagte: «Hier bist du fehl am Platz» – und zurückging zu dem demokratischeren, öffentlichen Hochschulsystem, das mich ausgebildet und gefördert hatte.

Bei diesem Blick in den Spiegel waren auch meine Kategorien von Erlebtem, Gelesenem und Gedachtem wie ein Kartenhaus übereinander gefallen, nachdem ich mich jahrelang bemüht hatte, sie reinlich gesondert auseinanderzuhalten. Um auf historisch neutralem Boden zu bleiben, hatte ich seinerzeit in Berkeley über das barocke Epigramm promoviert. Jetzt baute ich meine neuen Kartenhäuser wie es kam und fing an über Themen zu schreiben, die mir hautnah waren, in diversen Aufsätzen und eben auch als Autobiographin. Und wenn meine Laufbahn, wie ich mir einbilde, im Einklang mit dem Zeitgeist verläuft, so bestärkt der Erfolg dieser Arbeiten bei der Kritik und der Leserschaft bis hin zu meiner Wahl, dank Ihrer Stimmen, in diese Akademie, meine Vermutung, dass die neunziger Jahre vielleicht als ein Jahrzehnt der Bestandaufnahme in die Geschichte eingehen werden. Das letzte Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends als ein Jahrzehnt der Besinnung, kann das sein? Persönlich bin ich jedenfalls in das Alter geraten, wo man sich fragt, was die vertanene Zeit bedeutete, wie sie zu deuten ist, ob da eine Leistung oder nur Verschwendung war. Dass ich hier vor Ihnen stehen darf, macht mir Hoffnung. Das Unfertige lockt. Ich bin gespannt auf das, was noch kommt.

Meine Herren und Damen, ich danke Ihnen für Ihr Votum.

(Rede in der Deutschen Akademie in Strassbourg, aus: Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung, Jahrbuch 1995, Göttingen: Wallstein Vertag 1996, S. 108f.; zitiert aus: Heidelberger 1996. 109f.).

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 1**

Auch nachdem sie dem Todesmarsch entkommen waren, schwebten Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha noch in Lebensgefahr; denn SS-Leute und Polizei griffen verdächtige Personen überall auf. Die drei Frauen gaben sich deshalb als aus dem Osten vor der Roten Armee geflohene Deutsche aus. Ruth Klüger schreibt 1992 in den Erinnerungen:

«Wir haben viel gelacht auf dieser Flucht. Gefahr ist ein guter Nährboden für Komik, warum, weiss ich nicht. […] Dazu kam die Abenteuerlust, die in jedem Kind steckt, also auch in Ditha und mir. Wir waren nicht verschreckt durch unsere lange Gefangenschaft, im Gegenteil: Wir genossen das, was wir hatten, das nackte Leben, denn es war zum ersten Mal wirklich unser. Für meine Mutter wird es schwerer gewesen sein, aber auch sie lebte auf und wurde witzig und erfinderisch. Eine Ursache unseres Wohlbefindens war sicherlich die, dass wir uns bald satt oder fast satt essen konnten und nicht mehr hart an der Schwelle des Verhungerns vegetierten. Wir haben gebettelt und gestohlen, und beides war relativ leicht. Die Bauern, die ihre Höfe verlassen mussten, hatten mehr Lebensmittel, als sie mitnehmen konnten, und waren freigiebig. Es wurde geschlachtet und ausgeräumt, hie und da bekamen wir richtige Mahlzeiten, auch Fleisch. Auf jeden Fall gab es Kartoffeln, Rüben, Äpfel. Dank geschenkter Kleidungsstücke sahen wir bald weniger suspekt aus.

Wir hatten einen Roman gebastelt, eine einfache Geschichte, verglichen mit unserer wahren. Wir gaben uns als deutsche Ostflüchtlinge aus, mit einem kränkelnden Familienmitglied, zu dem ich ernannt wurde. Um meinetwillen hätten wir unseren Treck[[1]](#footnote-1) verlassen und einen Arzt gesucht. Das hätte zu lange gedauert, und die anderen seien vor unserer Rückkehr schon weitergefahren. Wir merkten mit Verblüffung, dann mit einem sich steuernden Gefühl von Selbstbehauptung: ‹Es geht, wir kommen durch.› Ditha und ich erzählen einander noch heute von unseren damaligen Erfolgen, zwei kichernde alternde Frauen, ‹Weisst du noch?›

‹Weisst du noch, wie ein Polizist uns scheel angeschaut hat, und während meine Mutter und ich ihm ausweichen und den Schritt beschleunigen wollten, bist du auf ihn zu und hast ihn, apfelkauend, nach dem Weg ins nächste Dorf gefragt? Woher hast du instinktiv, so viel von Psychologie verstanden? Was hab ich gelacht und dich bewundert!›»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 172f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Warum war es einfacher, aus dem Osten vertriebene Menschen zu sein als verfolgte Jüdinnen und Juden?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 2**

Auch nachdem sie dem Todesmarsch entkommen waren, schwebten Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha noch in Lebensgefahr; denn SS-Leute und Polizei griffen verdächtige Personen überall auf. Die drei Frauen gaben sich deshalb als aus dem Osten vor der Roten Armee geflohene Deutsche aus. Als solche begegneten sie Menschen aus den Konzentrationslagern, die wie sie vor ihrer Flucht durch die Strassen getrieben wurden. Ruth Klüger schreibt 1992 in ihren Erinnerungen:

«Ich ging etwas einkaufen, und plötzlich war da ein Zug von KZ-Häftlingen, die mitten durch die Stadt gingen, natürlich nicht auf dem Bürgersteig, sondern die Fahrbahn entlang, von Hunden und SS begleitet und bewacht. Und ich am Strassenrand. Ich hatte ‹uns› noch nie von aussen gesehen. Was mich von denen trennte, waren nur einige Wochen, nach jahrelanger Gemeinsamkeit. Sie waren so müde, sahen allesamt wie Muselmänner[[2]](#footnote-2) aus. Dagegen waren die Schäferhunde an ihren Seiten munter und wohlgenährt. Meine früheren Leidensgefährten gingen ganz langsam und kraftlos, ich hatte mir schon einen viel festeren Schritt angewöhnt. Ich war ein deutsches Kind geworden […]. Und da waren sie nun, meine Leute. Ich sah sie aufmerksam und eindringlich an, doch wenn mich überhaupt einer von ihnen sah, so war ich für den […] ein Fremder aus der Welt der Bewaffneten.

In dieser Stunde war das Gefühl von Verrat in keine Komödie eingebettet. Zwar wollte ich diese einseitige Begegnung im Gedächtnis aufbewahren, aber zurück wollte ich nicht. Die Schuldgefühle der Überlebenden sind ja nicht etwa so, dass wir uns einbilden, wir hätten kein Recht aufs Leben. Ich jedenfalls habe nie geglaubt, ich hätte sterben sollen, weil andere getötet worden waren. Ich hatte ja nichts angestellt, wofür sollte ich büssen? Ein ‹Schulden›gefühl sollte man sagen können. Man bleibt verpflichtet auf eigentümliche Weise, man weiss nicht wem. Man möchte von den Tätern nehmen, um den Toten zu geben, und weiss nicht wie. Man ist gleichzeitig Schuldner und Gläubiger und begeht Ersatzhandlungen im Geben und Fordern, die sinnlos sind im Lichte der Vernunft. […]

Das war mein letzter Kontakt mit denen im KZ. Sie gingen mitten durch die Stadt, mitten auf der Fahrbahn, in vollem Tageslicht, und rechts und links von mir standen Menschen, Männer und Frauen, auch Kinder, und sahen beiseite. Oder verschlossen ihre Gesichter, so dass nichts eindringen konnte. Wir haben unsere eigenen Sorgen, behelligt uns bitte nicht mit humanen Ansprüchen. Wir warteten auf dem Bürgersteig, bis die Untermenschen alle vorbeigezogen waren. Als die Amerikaner kurz darauf einmarschierten, hatte niemand je was gesehen. Und gewissermassen stimmte es sogar. Was man nicht wahrnimmt und aufnimmt, hat man tatsächlich nicht gesehen. In diesem Sinne hatte nur ich sie gesehen.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 182–184

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Welche Gedanken macht sich Ruth Klüger, als sie die Leute in ihrer eigenen früheren Situation sieht?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 3**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich unerkannt nach Bayern durchschlagen können, wo die amerikanische Armee das Land besetzte. In ganz armseligen Verhältnissen versuchten sie durchzukommen. Wie sie als KZ-Opfer aufgenommen wurden, beschreibt Ruth Klüger so:

«In der deutschen Bevölkerung war der Judenhass unterschwellig geworden, brodelte aber weiter, wie ein Ragout in einem Kochtopf guter Qualität eine Weile weiterbrodelt und warm bleibt, nachdem die Herdflamme längst abgedreht wurde. Wie hätte es anders sein können? Die Überlebenden erinnerten durch ihr blosses Dasein an das Vergangene und Begangene. Vielleicht fürchtete man, die Misshandelten könnten sich rächen, oder man dachte, wir seien wie die geschlagenen, und daher bissigen, Hunde fürs Zusammensein mit Menschen untauglich geworden. Wer draussen in der Freiheit gewesen war, glaubte leicht und ohne sich viel Rechenschaft darüber zu geben, nur Kriminelle hätten die KZs überlebt; oder diejenigen, die dort kriminalisiert worden seien. Was wiederum im Widerspruch stand zu der hartnäckigen und ebenfalls weit verbreiteten Überzeugung, die KZs seien nicht so schlimm gewesen, dafür seien wir, die sie überstanden hatten, der beste Beweis.

Ehre den Toten, den Lebenden eher Misstrauen.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 193f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Was meint Ruth Klüger mit dem abgesetzten Schlusssatz: ‹Ehre den Toten, den Lebenden eher Misstrauen.›?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 4**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich unerkannt nach Bayern durchschlagen können, wo die amerikanische Armee das Land besetzte. In ganz armseligen Verhältnissen versuchten sie durchzukommen. Die 14-jährige Ruth Klüger hatte als Kind viele Gedichte auswendig gelernt (sie durfte als Jüdin nichts anderes als Bücher haben) und einige eigene verfasst.

«Zeitungen, wie alles andere, gab es im Sommer 1945 nicht in Hülle und Fülle, und sie bestanden aus nur wenigen Blättern. Ich las Zeitung, wenn ich eine auftreiben konnte, verfolgte die Kriegsnachrichten – die Amerikaner kämpften ja noch im Pazifik – und die ersten offiziellen Informationen über die KZs. Ich beschloss, meine beiden Auschwitz-Gedichte an die Zeitung zu senden. Ich schrieb sie sorgfältig ab, acht Strophen das eine, vier Strophen das andere, und legte einen Begleitbrief dazu, in dem ich meine Verse sozusagen als authentisch erklärte, die Umstände ihrer Komposition beschrieb, mein Alter angab und grossspurig feststellte, ich hätte in meinem kurzen Leben mehr erlebt als andere, die weit älter seien. Die Antwort blieb aus. Ich war enttäuscht, nach einigen Wochen verging meine Enttäuschung, und als ich mir die Sache schon aus dem Kopf geschlagen hatte, sagte mir ein Bekannter, ‹Du stehst in der Zeitung›, und gab mir eine Adresse, wo ich mir ein Exemplar besorgen könne. Der Garten, vor dem ich, braungebrannt und im Sommerkleid, vom Fahrrad sprang, gehörte einem der Einheimischen, deren Gesichter versteinerten, wenn sie einen Juden sahen. Mit der Freude einer frischgedruckten Autorin bat ich ihn um das Blatt. ‹Haben Sie ...? Ich bin nämlich…› Er gab mir einen langen Blick: ‹Also Sie sind…›, in dem zu lesen stand, dass mein jetziges Aussehen und meine angeblichen Erlebnisse einander widersprächen. Dann warf er mir die Zeitung so hin. ‹Können Sie behalten.› Es klang nicht so sehr nach Geschenk, eher, als wollte er etwas Anrüchiges aus dem Haus entfernen.

Statt einer bescheidenen Spalte fand ich eine halbe Seite, die von mir handelte. In der Mitte die Photographie eines Stücks meines Begleitbriefes, den man vorerst sorgfältig zerrissen hatte, so dass die unregelmässigen Ränder, zusammen mit der ungeübten Kinderhandschrift einer, die nicht viel in der Schule gewesen war, den Eindruck einer Art Flaschenpost erwecken konnten. Dazu eine Zeichnung, ein verlumptes, verschrecktes Kind darstellend, das zu allem Übel noch zufällig eine gewisse Ähnlichkeit mit mir aufwies. Nur zwei Strophen meiner Gedichte standen da, und die waren eingebettet in einen weinerlichen, händeringenden Text, Mitleid heischend vom kinderliebenden Publikum. Da verstand ich die Reaktion meines Zeitungsspenders.

Ich hatte mir vorgestellt, wenn man so ein Manuskript einschickt, bekommt man eine höfliche Antwort, sogar wenn es nicht gedruckt wird. Und wenn es ja gedruckt wird, so kriegt man womöglich ein paar Mark Bezahlung, und man sollte nicht durch die halbe Stadt radeln müssen, um ein Belegexemplar aufzutreiben. Dass sich die Redaktion auch nachher nicht mit mir in Verbindung gesetzt hatte, empörte mich besonders, denn es widersprach den Gefühlsergüssen des Zeitungsmenschen, der den rührseligen Brei gekocht hatte, und dem ich ja so wurscht war, dass er sich gar nicht an mich wandte, nicht fragte, wie es mir gehe, ob ich vielleicht noch anderes geschrieben hätte. Ich wollte ja als eine junge Lyrikerin gelten, die im Lager gewesen war, nicht als das Umgekehrte, das KZ-Kind, das Verse geschrieben hatte.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 196–198

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Obwohl die Zeitung ihr mehr Raum, eine halbe Seite, gewidmet hatte, als sie es erwartete, war Ruth Klüger enttäuscht. Warum?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 5**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich unerkannt nach Bayern durchschlagen können, wo die amerikanische Armee das Land besetzte. Die 14-jährige Ruth Klüger sandte einer Zeitung zwei Gedichte ein; die Zeitung druckte nur von einem einen Teil ab, aber warb um Mitleid für das arme Mädchen aus dem KZ, was Ruth Klüger sehr empörte: Sie wollte Ernst genommen werden. Die Gedichte aber wurde nochmals publiziert, als Ruth bereits nach Kalifornien ausgewandert war:

«Es gibt ein Nachspiel zu dieser Geschichte meiner ersten Veröffentlichung. Etwa vierzehn Jahre später kamen meine verstümmelten und von ihrer Verfasserin verworfenen Verse an die Türe meines kalifornischen Hauses, wie verstossene, doch hartnäckige Kinder auf der Suche nach ihrer Mutter. Ein fleissiger Sammler hatte sie aufgestöbert und in einem schön gedruckten Band, betitelt ‹An den Wind geschrieben›, mit anderen KZ- und Exilgedichten herausgegeben. Wieder hatte jemand etwas von mir gedruckt, ohne mich zu fragen, obwohl diesmal die Entschuldigung bestand, dass ich nicht so leicht zu finden war. Seither geistern sie hier und da durch eine deutsche Schulklasse, noch ein zweites Mal, wieder ohne mein Wissen, nachgedruckt in einem Band namens ‹Welch Wort in die Kälte gerufen›.

Diese Episode ist ein Stück aus den Anfängen der Vergangenheitsbewältigung, die damals noch nicht so hiess. Über die Geschichte der sogenannten ‹jüngsten Vergangenheit› […] ist so viel geforscht und geschrieben worden, dass wir sie langsam zu kennen meinen, während die Geschichte der Vergangenheitsbewältigung noch aussteht. Statt dessen gibt es Vorwürfe und Gegenvorwürfe, an denen auch ich fleissig teilnehme, wie der vorliegende Text zur Genüge beweist.

Da sag ich etwa: Ihr redet über mein Leben, aber ihr redet über mich hinweg, ihr macht so, als meintet ihr mich, doch meint ihr eben nichts als das eigene Gefühl.

Liebe Leserin, Bücher wie dieses hier werden in Rezensionen oft ‹erschütternd› genannt. Der Ausdruck bietet, ja, er biedert sich an.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 198f. (Der Text ist umgestellt)

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Was gibt Ruth Klüger den Menschen, welche die Vergangenheit «bewältigen» wollen, zu bedenken?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 6**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Bevor ihre Mutter und sie im Oktober 1947 nach Amerika auswanderten, machte Ruth in ganz armseligen Verhältnissen die Maturprüfung und interessierte sich für die Politik.

«Ich las, so regelmässig es ging, über die Nürnberger Prozesse[[3]](#footnote-3), Nachrichten, die unsere deutschen Nachbarn mit Abscheu behandelten, als seien die Ermittlungen und die Berichterstatter die Schuldigen, und wer nichts wissen wollte, reinen Herzens. Es gab keine Auseinandersetzung mit den Verbrechen, die hier zum ersten Mal dokumentiert und verbürgt vor die Öffentlichkeit gelangten, sondern eher zynisches Beiseiteschieben. Der Prozess galt als eine gezielte Erniedrigung Deutschlands, nichts anderes. Krieg sei eben Krieg. Die Auseinandersetzung kam wohl erst mit den späteren Auschwitz-Prozessen in Frankfurt, als Deutsche vor Deutschen, nicht vor Ausländern, vor Gericht standen.

Mir dämmerte es langsam, dass der Bruder und der Vater unter den sechs Millionen ermordeter Juden waren. (‹6 Millionen Menschen› sagte man gern, denn man war ja nicht mehr antisemitisch und bereit zuzugeben, dass auch Juden Menschen sind. Eine solche Verdrängung des Spezifischen, indem man es dem ‹Allgemein-Menschlichen› beimischt, wurde später nur in den sozialistischen Ländern gepflegt, dort umso nachdrücklicher.) Solang es ging, schlich ich mich irgendwie vorbei an diesen Zusammenhängen zwischen dem, was in der Zeitung stand, und meinen Privatangelegenheiten, so dass die Vorfreude, die Männer in der Familie wiederzusehen, sich in eine allmählich um sich greifende Enttäuschung verwandelte, ähnlich wie das Warten auf die Ausreisebewilligung in der Zeit vor den Lagern. Ein Gefühl von Ungeduld, von Kränkung ging der eigentlichen Erkenntnis voraus: Ich nahm es ihnen übel, dass sie noch immer nicht zur Stelle waren, hatte ich nicht lang genug ausgehalten? Wartet man denn immer umsonst? Einen jungen Hund hab ich damals aus Versehen vergast. Er schlief in der Küche, ich hörte ihn in der Nacht jaulen und bin nicht aufgestanden. Das Gas war an. Tagelange Selbstvorwürfe.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 200f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Wie ging Ruth Klüger mit dem Verlust von Vater und Bruder, wie die deutsche Bevölkerung mit den Prozessen gegen die Kriegsverbrecher um?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 7**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Bevor ihre Mutter und sie im Oktober 1947 nach Amerika auswanderten, machte Ruth in ganz armseligen Verhältnissen die Maturprüfung und begann ihr Studium an der Universität Regensburg.

«Die Auswahl an Lehrveranstaltungen war beschränkt, und ich belegte, man glaubt es kaum, Logik und Erkenntnistheorie, Geschichte der mittelalterlichen Philosophie und Weltgeschichte zu Beginn der Neuzeit. Die Fragen, die mich zwangsläufig beschäftigten, waren nicht ein Teil der Philosophie, die da gelesen wurde. Ich sass als Fünfzehnjährige in einem Hörsaal mit älteren Studenten, darunter viele Veteranen und auch einige Juden, und fühlte mich unbehaglich, weil ich so wenig verstand, und auch weil ich die jüngste und noch dazu Jüdin war. Die Dozenten waren fast ausschliesslich katholische Geistliche, und es war ja unvermeidlich, dass man sich fragte, wie diese Herren uns noch vor zwei Jahren behandelt hätten. In diesen Hörsälen, schien mir, waren wir geduldet, nicht willkommen, und ich konnte das Gefühl nicht loswerden, dass ich mich hier eingeschlichen hatte. Der Nationalismus gedieh und trieb Blüten. Als der Geschichtsprofessor erwähnte, dass in Polen Kopernikus als ein Pole gilt, scharrte der ganze Hörsaal mit den Füssen, um sich für das Deutschtum des Kopernikus, zu deutsch Nikolaus Kopernigk, einzusetzen. Bei den Juden war die Spannung fühlbar, dass sie sich den Lehrenden, den entlarvten Unterdrückern, als Lernende weiterhin unterordnen mussten. Eine brenzlige Stimmung mit beiderseitiger Aggressivität herrschte zwischen ihnen und den Dozenten. Oder hab ich mir das nur eingeredet, weil ich selber nicht sicher war, was ich hier sollte? Wenn einer der Juden eine Frage stellte, so hörte ich mit den Ohren der Deutschen, dass das Gesagte nicht in die schematische Akademikersprache passte, in der unterrichtet wurde, und sein Deutsch zu abhängig vom Jiddischen war.

Im heutigen Deutschland sind jiddische Wörter so ‹in› wie das Zwiebel- und Knoblauchessen, das ja früher auch verpönt war. Während Wilhelm Busch das ‹Z› in seinem ‹Naturgeschichtlichen Alphabet› noch mit einem scheusslichen Menschen und einem anmutigen Tier verzierte und darunter schrieb: ‹Die Zwiebel ist der Juden Speise, / Das Zebra trifft man stellenweise›, gilt es jetzt als spiessig, solche vordem artfremden Genüsse auszuschlagen. Ähnlich mit der Sprache: Selbst im Fernsehen gehört es zum philosemitischen guten Ton, Brocken wie ‹Reibach› für unsauberen Profit einfliessen zu lassen. Man sagt mit unbefangenem Lächeln ‹Ganoven› für Schwindler (in korrektem Jiddisch ist der Ganef eigentlich ein Dieb) oder ‹Chuzpe› für Unverschämtheit. Mir fällt dabei auf, dass es sich jedesmal um negative Ausdrücke handelt. Nicht verstanden werden in Deutschland hingegen die jiddischen Wörter, die ich am liebsten gebrauche. Diese wären etwa ‹Naches› für Freude […], ‹Broches› für Segen, ‹Rachmones› für Mitleid oder ‹Mitzve›, die gute Tat.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 207–209

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Wie verhält sich, nach Ruth Klügers Beobachtung, die deutsche Kultur zu Kulturen der Opfer des Nationalsozialismus, der polnischen und der jüdischen?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 8**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie nach New York aus, wo sie die englische Sprache studierte und sich ihr widmete.

«Unser College-Präsident mit dem deutschen Namen Shuster, wenn auch ohne ‹c› behaftet, nahm in einer Ansprache heftig Stellung gegen die Nürnberger Prozesse[[4]](#footnote-4). Die Sieger hätten zwar die Macht, doch nicht das Recht, die Besiegten für im Krieg begangene Verbrechen zu verurteilen. Ich kannte dieses Argument in seiner scheinbaren und scheingerechten Grundsätzlichkeit von Deutschland her. Vielleicht hat man den Unterschied zwischen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit übersehen können, wenn man nicht dabei gewesen war […]. Unverzeihlich war jedoch, dass der Herr Shuster ohne Rücksicht auf sein Publikum sprach, dass er sich nicht darum scherte, dass die ‹Hunter girls›[[5]](#footnote-5) überwiegend Jüdinnen waren, darunter ein grosser Schub europäischer Flüchtlinge. Oder wollte er seine Ansichten gerade uns hinreiben, für die die Nürnberger Prozesse nicht einfach ein Racheakt gegen eine Handvoll Nazis, sondern die erste öffentliche Aufarbeitung der jüdischen Katastrophe gewesen war? Ich war sicher nicht die einzige, die sich getroffen fühlte. Unsere Lehrer redeten über den ‹Blitz›[[6]](#footnote-6) in England, aber keiner und keine fragte die Klasse, ob da jemand sässe, die den Bombenkrieg mitgemacht hätte. Schleier über unsere Erfahrungen.

Noch Jahre später, als ich mit einem Historiker verheiratet bin, der in Berkeley europäische Geschichte lehrt: Er kommt zur Hitlerzeit, und ich frage ihn, ob ich mit seinen Studenten eine Stunde über die KZs sprechen soll. Etwas in seinem Gesicht verändert sich, ein Gittertor in seinen Augen knallt zu, oder besser, eine Zugbrücke geht hoch, man hört es rasseln, darunter ist stehendes Wasser, gelbgrün, algenreich. Ich will noch sagen, ich hab doch keinen Striptease im Kolloquium vorgeschlagen, dann denke ich, mach ihm keine Vorwürfe, er ist halt ein Kriegsveteran, die vertraten den Sieg des Guten über das Böse. Wir waren wie Krebskranke, die die Gesunden daran erinnern, dass auch sie sterblich sind. Oft erzählt er mir, wie kalt der Winter 44/45 für ihn war. Einmal fasste ich mir ein Herz und sagte, dass ich selbst den harten Winter, von dem die Rede sei, ohne die guten Decken, die warme Kleidung und die ausreichenden Rationen der amerikanischen Streitkräfte, und daher sehr genau, im Gedächtnis habe. Er gerät aus der Fassung, weil ich ihm Erinnerungen auftische, die mit seinen konkurrieren. Da hab ich gelernt, dass die Kriege den Männern gehören.

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 233f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Mit ihrem Professor Shuster und mit ihrem Mann Werner Th. Angress macht Ruth Klüger Erfahrungen, die sie direkt aneinander reiht. Was ist diesen Erfahrungen gemeinsam?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 9**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Die 14-jährige Ruth reichte einer Zeitung zwei ihrer im Konzentrationslager verfassten Gedichte ein; diese wurden weiterverbreitet, ohne dass sie davon wusste. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie nach New York aus, wo sie die englische Sprache studierte und sich ihr widmete. Nach ihrer Scheidung musste sie sich um einen Broterwerb umsehen. Dank ihrer Gedichte wurde sie Assistentin für Deutsch an der Universität Berkeley und später Professorin für diese Sprache, die sie eigentlich nicht mehr hatte sprechen wollen:

«In Berkeley lernte ich Anfang der 60er Jahre einen prominenten Germanisten[[7]](#footnote-7) kennen, dadurch, dass seine Exil-Gedichte in demselben Band standen. Auf seine Empfehlung hin bot das German Department mir, einer geschiedenen Bibliothekarin mit zwei kleinen Kindern, also kein gutes Risiko für eine Hochschulkarriere, eine Assistentenstelle an, falls ich Lust hätte, noch zu promovieren. So bin ich über meine Auschwitz-Gedichte zur Auslandsgermanistin geworden. Wenn ich schlecht gelaunt bin, ist mir das nicht recht, denn ich werde den Verdacht nicht los, dass dieser Beruf für eine wie mich eine Charakterlosigkeit ist. Als wäre ich dadurch in die Schuld der Deutschen geraten. Dann sage ich mir wieder […], dass ich andererseits keinen Antrag auf ‹Wiedergutmachung› gestellt habe, auf die Entschädigungsgelder, die die Bundesregierung in den 60er Jahren gezahlt hat. Das befriedigt mich. Merkwürdiges Soll und Haben, Aufrechnung, Abrechnung. Ich bin den Deutschen nichts schuldig, sage ich mir dann, sie eher mir. Denn sinngemäss hätte ich ja mein verspätetes Germanistikstudium durch einen solchen Zuschuss mitfinanzieren können. Es ist auch so gegangen. Wenn ich gut gelaunt bin, sehe ich eine poetische Richtigkeit, wenn nicht Gerechtigkeit, darin, dass gerade von diesen Gedichten der Weg zu meinem passend-unpassenden Beruf geführt hat. Dass sich da ein Ring geschlossen hat.

Im Kreis der Überlebenden überbot man sich entweder mit Leidens- und Schreckensgeschichten oder man wollte ‹das alles› hinter sich lassen, um sich auf die Zukunft zu konzentrieren. Entweder setzte man seinen Stolz darein, mehr als andere ‹durchgemacht›, ‹mitgemacht› zu haben oder man wollte sein Leben nicht im Nachdenken über diese Sauerei, die einem zugestossen war, verbringen. Die DPs[[8]](#footnote-8), die sich der Vergangenheit nicht entziehen konnten, schienen mir Gestrige, ungesund. (‹Bitte, hört auf, reden wir über was anderes. Ich möcht endlich anfangen zu leben, wie man im Frieden halt lebt.›) Andererseits interessierte mich noch immer brennend, was da eigentlich geschehen war. Ich war neugierig, wie immer. Ich entzog mich, und ich entzog mich nicht, in wechselnder Reihenfolge.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 199f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Wie geht Ruth Klüger mit der Tatsache um, dass sie ausgerechnet Professorin für die deutsche Sprache, die sie nach ihrem Leiden ablegen wollte, wurde?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 10**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie nach New York aus, wo sie die englische Sprache studierte und sich ihr widmete. Später studierte sie auch die deutsche Sprache und Literatur und wurde 1980 Professorin dafür. Ihre Rolle als Frau und als Jüdin empfand sie aber immer als schwierig.

«Später, als auch Christoph[[9]](#footnote-9), wie alle deutschen Intellektuellen unserer Jahrgänge, sein Wort zu Auschwitz gesagt hatte, nahm ich es ihm übel, dass er mich nicht vorher ausgefragt hatte. Er war erstaunt: Er habe nicht gewusst, ich sei dort inhaftiert gewesen. Theresienstadt ja, Auschwitz nicht. Das ist unwahrscheinlich und glaubwürdig zugleich. Unwahrscheinlich, denn gesagt habe ich es ihm bestimmt, denn es war schon damals ein Wort, das aufhorchen liess. Glaubwürdig ist es aber deshalb, weil so ein deutsches KZ etwas für Männer war, nichts für kleine Mädchen, die erwachsenen Männern nicht ganze Erfahrungsbereiche voraushaben durften. […]

In der Schule haben meine Kinder ihren Klassenkameraden stolz erzählt, ihre Mutter sei aus einem deutschen Gefangenenlager geflohen. Sie seien ausgelacht worden, sagten sie mir misstrauisch. Hätte ich sie denn angelogen? wollten sie wissen. Die anderen Kinder kannten eine Fernsehserie über ein Stalag[[10]](#footnote-10), ein deutsches Kriegsgefangenenlager, und die dort dargestellten Fluchtversuche amerikanischer Soldaten. Aber ein Mädchen?! ‹Your dad, o.k. But not your *mother*.›

Dinge, die mir Christoph im Lauf der Jahre nicht geglaubt hat, obwohl ich sie doch wissen musste: dass Jiddisch mit hebräischen Buchstaben geschrieben wird (das hat er mir Jahre später als seine neueste Entdeckung berichtet); […] dass in Amerika die meisten männlichen Neugeborenen beschnitten werden (das hielt er für eine jüdische Phantasie). Warum das wichtig ist, warum es mich ärgert? Die Abwehr gegen das, was ich so herangeschleppt bringe, was sich im Lauf der Zeit bei mir angesammelt hat, geht bis in Nichtigkeiten.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 215

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Ruth Klüger erzählt hier drei Erlebnisse unmittelbar hintereinander, von denen vor allem das dritte wenig mit den andern beiden zu tun hat. Was will sie mit all den drei Erlebnissen belegen?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 11**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie nach New York aus, wo sie die englische Sprache studierte und sich ihr widmete. Das Schicksal ihres Bruders Georg, der mit dem Vater 1940 nach Frankreich geflüchtet, dann verschleppt worden war, kannte Ruth nicht und das quälte sie. Plötzlich erfuhr sie es:

«Über diesen Tod habe ich dann ganz unvermutet Genaueres erfahren. Mehr als dreissig Jahre nach Kriegsende sass ich in Princetons feinstem Restaurant, mit einer Gruppe Kollegen von der Universität. Ausser mir waren sie alle Historiker, auch der Ehrengast, den wir eben zu seinem Vortrag über ein Problem des Nazismus beklatscht hatten. Wie sooft, wenn mehrere Juden am Tisch sitzen, kamen wir auf die grosse jüdische Katastrophe zu sprechen. Übrigens fällt mir auf, dass die Fragen, die Deutsche bei solchen Gesprächen erörtern, um die Täter kreisen, während Juden mehr über die Opfer wissen wollen.

‹Aber wenn alles gesagt und erklärt ist, so bleibt immer noch ein Rest, den wir nicht verstehen, etwas, das nicht zu vereinbaren ist mit der menschlichen Psyche, wie wir sie zu kennen glauben›, sagte der Gast, ein gebürtiger Tscheche. ‹Zum Beispiel der Tod eines Transports in Riga.› Er beschrieb das Ende dieses Transports, wie er sich nach Einsicht in die Dokumente erschloss. Man kennt solche Berichte, ich muss diesen hier nicht nacherzählen um der Details willen, die ihm bemerkenswert schienen und mich fesselten, weil sie meinen Bruder betrafen. Er konnte nicht ahnen, dass sein Exempel mich nicht wegen seiner Allgemeingültigkeit, sondern wegen seiner Einzigartigkeit anging. So habe ich die Einzelheiten über Schorschis Tod, die ich mir als Halbwüchsige in New York zusammenphantasierte, in Princeton zum Cognac aufgetischt bekommen, ohne dass der Erzähler es beabsichtigte. Da war sie wieder einmal, die Diskrepanz zwischen dem geselligen Universitätsbetrieb, der mein eigentliches Zuhause geworden war, dem gemütlichen Essen, und diesen aberwitzigen Geschichten, die es gar nicht geben sollte, die einen sogar in der Fiktion, im Macbeth[[11]](#footnote-11) zum Beispiel, als des guten Gruselns zu viel erscheinen. Nackte, frierende Gespenster am gedeckten Tisch. An dem Abend betrank ich mich noch am Cognac, lief stolpernd nach Hause, wachte mitten in der Nacht auf, machte Licht, durchblätterte Bücher, fand alles auf Anhieb, alles stimmte: Es war sein Transport. Stöhnend ging ich wieder schlafen und träumte von einer öden Landschaft, wo ein paar Menschen aus grosser Entfernung einander winken oder bedrohen.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 96f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Was erschüttert Ruth Klüger in dieser Schilderung des tschechischen Historikers?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 12**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie wie zuvor schon ihre Pflegeschwester Ditha nach Amerika aus, wo Ruth Klüger Professorin für deutsche Sprache wurde.

«Hierher gehört auch, dass man die KZ-Nummer[[12]](#footnote-12) nicht gern sah. Symbol der Erniedrigung, sagen die Leute, lass sie dir weg machen. Symbol der Lebensfähigkeit, sage ich, denn als ich nicht mehr mich und meinen Namen verleugnen musste, da gehörte es mit zur Befreiung, die Auschwitznummer nicht verdecken zu müssen. Aber heute ist es leichter geworden, sagt ihr, es gibt da jetzt die verschiedensten Methoden, sagt ihr. Laser empfiehlt sich. Vielleicht tu ich's auch noch einmal, es ist noch nicht aller Tage Abend, den Spielraum hab ich. ‹Wer gibt Ihnen das Recht, wie ein Mahnmal herumzulaufen?› sagte ein älterer Jude zu mir. Auch Ditha hat zu hören bekommen, sie wolle anderen durch diese Nummer Schuldgefühle aufdrängen. Sollten die nicht analysieren, warum der Anblick einer solchen Nummer sie so aggressiv stimmt? […] Ditha nickt. Es hängt was an der Nummer, ein Stück Leben und viel Gedächtnis. Vielschichtig ist sie in ihrer Bedeutung. Dann gibt es die wohlmeinenden Puristen[[13]](#footnote-13) der nächsten Generation. Wenn man so eine Nummer hat, sagt die Tochter eines früheren Buchenwaldinsassen zu mir, dann soll man sie auch nicht verdecken, mit Armbändern und so. Warum nicht? Man kann ja Verschiedenes wollen zu verschiedenen Zeiten. Warum die Vorschriften, die doch, wie jede Form von Zwang, suspekt sein sollten? Es ist wie mit angeheirateten Namen, wenn man geschieden ist: Manche wollen sie loswerden, manche wollen sie behalten. Die Wahl, scheint mir, ist moralisch neutral. Als ich Kellnerin war, haben mich die Kunden öfter gefragt, was das für eine Nummer sei. Ich musste lachen, weil sie es nicht wussten oder vorgaben, es nicht zu wissen, und zwischen Küche und Stammtisch ist nicht der Platz für Aufklärung. Um die Frager loszuwerden, sagte ich gelegentlich, das sei die Telephonnummer von meinem Freund, meinem boyfriend. Der hat's gut, sagte ein Gast. Ich sehe meine Leser befremdet die Köpfe schütteln. Tut mir leid. Ich war frei, ich konnte sagen, was ich wollte, das hat mich gefreut.

Auch kamen Leute mit Bordellphantasien zu mir und wollten wissen, ob ich vergewaltigt worden sei. Dann sagte ich, nein, aber fast umgebracht haben sie mich, und erklärte den Begriff der Rassenschande, weil ich es interessant finde, dass ein bösartiger Begriff ein weitgehendes, wenn auch kein absolutes Schutzmittel für Jüdinnen gewesen ist. Wenn das Interesse erlahmte, wusste man, dass die intime Frage einem falschen Interesse gedient hat. Es gibt ja eine Pornographie der KZs, die Vorstellung der absoluten Macht über andere erweckt Lustgefühle.

‹Ob man fragt oder nicht›, sagt ein kopfschüttelnder Leser, ‹dir kann man es nicht recht machen.›»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 235f.

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Gibt Ruth Klüger eine Antwort auf den Vorwurf des Lesers, dass man es den Opfern weder mit Fragen noch mit Nichtfragen recht machen könne?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen**

**Ruth Klügers Erinnerungen – 13**

Ruth Klüger, ihre Mutter und ihre Pflegeschwester Ditha hatten sich nach Westdeutschland durchschlagen können. Im Oktober 1947 wanderten ihre Mutter und sie wie zuvor schon ihre Pflegeschwester Ditha nach Amerika aus. Aber immer wieder plagten sie beide die Erinnerungen an die Ausgrenzung als Jüdin und an die Konzentrationslager.

«Auch Ditha ging, während ihrer Ausbildung als Krankenpflegerin, mit ihren Alpdrücken[[14]](#footnote-14) zu einer Psychotherapeutin. Von der bekam sie zu hören, dass das KZ keine bleibende Bedeutung für sie gehabt haben könne, weil sie älter als sechs gewesen sei. Laut dieser Logik, sage ich ihr ungerührt, haben die KZs niemandem psychologischen Schaden zugefügt, da Kinder unter sechs kaum eine Überlebenschance hatten. Aber ging es überhaupt um die Wahrheit oder um gezielte Kränkung? Denn es gab auch die gegensätzliche Meinung, dass man vom Lager her unheilbar geschädigt sei. Bei ihrer ersten Bewerbung an einer ‹nursing school›[[15]](#footnote-15), noch dazu an einem jüdischen Spital, wurde Ditha abgelehnt. Man sagte ihrer Tante und meiner Mutter unverhohlen den Grund: Eine, die im KZ gewesen sei, eigne sich nicht für den Beruf einer Krankenschwester. Was sie erlitten habe, würde ihre Fähigkeit, Patienten zu betreuen, beeinträchtigen. […]

Ich ging also eines Abends in Herrn Fesslers[[16]](#footnote-16) psychiatrische Praxis […]. Da war er mir über den Mund gefahren, ich weiss den Zusammenhang nicht mehr, vielleicht weil ich mich überhaupt ins Gespräch mischte, statt still lächelnd dazusitzen. […] Ich hätte mir nach dieser Begegnung überlegen sollen, ob er der richtige sei für meine Probleme. Was ich heute ein wenig verstehe, damals noch nicht, war, dass diese Männer ihr eigenes Programm hatten: die jüdische Katastrophe als Erniedrigung, nicht als die Märtyrertragödie, zu der sie seither stilisiert worden ist. ‹Juden gehen nicht mehr ins Gas›, sagt ein strammer Israeli in einem populären Film, bevor er zuschlägt. Das Publikum freut sich, die Kritiker zitieren den Satz. Das ist es, was sie gegen uns hatten, der Onkel, der Lazi, alle. Dass wir die Mütter waren, die sie verlassen hatten, die Frauen und die Kinder waren wir, die sie als Männer hätten beschützen müssen. Während ich, auf eine andere Wellenlänge eingestellt, an ihren Erinnerungen teilnehmen wollte. An die sollten sie mich heranlassen. Im Grund wollte ich meinen Vater von ihnen, wollte Menschen, die ihn irgendwie vertreten konnten, ein letzter Versuch, ihn doch noch zu finden. Das war zu viel verlangt. Doch diese Männer klangen wie er, der Ton war mir noch im Ohr.»

Klüger Ruth: weiter leben. Eine Jugend. Göttingen 1993. 239

1. Habt ihr eine solche Schilderung erwartet? Was davon habt ihr erwartet, was nicht?

2. Wie gingen die Fachleute mit den Erinnerungen der beiden traumatisierten Frauen um?

3. Welche weitere Beobachtung zum Text macht ihr?

© History Helpline, 2010

*Erinnern 1: Weiterleben*

**Kapitel 2: Ruth Klügers Erinnerungen (Erläuterungen)**

Ruth Klüger erzählt in ihrem Buch ‹weiter leben. Eine Jugend› in den Kapiteln ‹Dritter Teil. Deutschland› und ‹Vierter Teil. New York› ihr Leben von 1945 bis zu einem Unfall in Göttingen 1988, der sie dazu veranlasste, ihre Geschichte aufzuschreiben. Immer wieder tauchen in diesen gut vierzig Jahren Erinnerungen oder Konfrontationen mit ihrer Verfolgung während des Dritten Reichs und mit ihrer Ausgrenzung als Jüdin auf. Ruth Klügers Aufarbeitung ihrer Erinnerungen zeichnet sich dadurch aus, dass sie in keiner Weise missionarisch die Botschaft einer «Bewältigung des Holocaust» vertritt, sondern in sachlich formulierten Alltagsbeobachtungen festhält, wie schwierig der Umgang mit der Erinnerung für sie, aber auch für die auf der Täterseite beteiligten Deutschen und die unbeteiligten Amerikaner ist.

Die Schüler/innen können beispielsweise in Partnerarbeit die Quellen analysieren, immer wieder mit ihren eigenen Erwartungen (Kapitel 45.1.1) konfrontieren (jeweils die Frage 1) und sich weitere, freie Gedanken zu diesem Text machen (jeweils Frage 3). Antworthinweise zur Frage 2 sind unten formuliert. Eine weitere Aufgabe könnte darin bestehen, jeweils einen Titel zu formulieren, der die Problematik zum Ausdruck bringt; auch dazu je ein Vorschlag in der Tabelle unten.

Die Quellen sind unterschiedlich schwierig und in der Tabelle unten ganz grob klassiert: \*: leicht, \*\* mittel, \*\*\* schwierig. Vielleicht können Sie stärkeren Gruppen die schwierigeren Quellen vorsetzen. Aber es wird kaum möglich sein, alle Informationen dieser sehr hintergründigen Texte auszuloten.

Wenn Sie nicht 13 Partnergruppen bilden wollen, können Sie auch Texte weglassen oder gewissermassen als Beispiel vorinterpretieren. Dazu eigenen sich am besten die in der folgenden Tabelle schattierten Quellen 6 und 8, weil sie Redundanzen mit anderen enthalten.

Die Einleitungen wurden so angepasst, dass immer ein roter Faden zwischen der Flucht aus dem Todesmarsch und der jeweiligen Erzählsituation gespannt wird.

|  |  |
| --- | --- |
| Quelle / Schwierigkeitsgrad | Erläuterung zur Frage 2 |
| 1: Unbekümmertheit auf der Flucht  / \* | Nicht nur wegen der allgegenwärtigen Häscher, sondern auch gegenüber der Zivilbevölkerung war es einfacher, nicht als Opfer der Nazi-Diktatur aufzutreten. Die vertriebenen Deutschen wurden als Deutsche angesehen, die Jüdinnen und Juden galten nun, da vorher verfolgt, als mögliche Sieger. Dies ist eine Erfahrung, die auch andere Verfolgte nach ihrer Befreiung machten: Lieber nichts von der Verfolgung sagen. |
| 2: Begegnung mit KZ-Gefangenen, der eigenen Vergangenheit / \*\*  Die Anmerkung bezüglich der Muselmänner nach Heidelberger 1996. 48 | Ruth Klüger fühlte nicht direkt eine Schuld, aber eine Verpflichtung gegenüber den Gefangenen, aus deren Situation sie entkommen war. Auch ein Gefühl des Verrates – sie hatte sich dieser Situation entziehen – liess sie nicht erleichtert werden.  Ruth Klüger beobachtet auch, wie die Zuschauer/innen die misshandelten Menschen gar nicht wahrnahmen. |
| 3: Misstrauen gegenüber KZ-Gefangenen / \*\* | Der Satz ist eine ironische Weiterführung des Mottos ‹Ehre den Toten›. Ruth Klüger will damit zusammenfassen, was sie vorher schilderte: Die aus den Konzentrationslagern befreiten Jüdinnen und Juden wurden keineswegs mit Respekt für ihr Schicksal aufgenommen. Die Menschen kannten sie nicht, vermuteten in ihnen Kriminelle und wollten auch die begangenen Verbrechen möglichst verdrängen; tote Opfer waren dazu besser geeignet als überlebende. |
| 4: Unangebrachtes Mitleid mit dem KZ-Kind / \* | Die Antwort ist im letzten Satz des Textausschnittes zusammengefasst: Ruth Klüger wurde nicht als Dichterin Ernst genommen, sondern zurückgestuft auf ein KZ-Kind, das in erster Linie bemitleidet werden sollte. |
| 5: Ambivalenz der veröffentlichten Erinnerungen / \*\*  Die beiden erwähnten Bücher sind:  Schlösser Manfred (Hsg.): An den Wind geschrieben. Lyrik der Freiheit, 1933–1945. Darmstadt 1960  Seydel Heinz (Hsg.): Welch Wort in die Kälte gerufen: die Judenverfolgungen des dritten Reiches im deutschen Gedicht. Berlin 1968 | Diese Frage steuert bereits die Problematik der Erinnerung an. Ruth Klüger beobachtet, dass ihre Gedichte wie auch andere Äusserungen von Opfern der Konzentrationslager gebraucht werden, um bei den nicht Betroffenen Gefühle auszulösen. Sie legt Gewicht auf die Tatsache, dass wenigstens in ihrem Fall diese Gefühle gar nicht die ihren sind, sondern diejenigen der Leute, welche die Gedichte so verstehen, wie es ihren Gefühlen entspricht. – Sie zweifelt, ob sich die Vergangenheit bewältigen lässt, indem man die eigenen Gefühle den Opfern gewissermassen überstülpt. |
| 6: Informationen über den Holocaust von aussen / \* | Ruth Klüger interessierte sich zwar für die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verbrechen, aber nur zögernd zog sie die Schlussfolgerung, dass ihr Vater und ihr Bruder dabei umgekommen seien. Die deutsche Bevölkerung dagegen interpretierte die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse um als eine Rache der Justiz, nicht als eine verdiente Strafe für die Verbrechen. |
| 7: Weiterleben von Nationalismus und Antisemitismus in der Sprache / \*\* | Ruth Klüger stellt fest, dass damals, gleich nach dem Krieg, an der Universität ein starkes Nationalbewusstsein herrschte; heute gehöre es dagegen zum gute Ton, die Grenze der deutschen Kultur zu erweitern und auch jiddische Wörter zu brauche – allerdings vorwiegend negative; das heisst, es ist immer noch eine unterschwellige Abwertung vorhanden. |
| 8: Geringschätzung der Erinnerungen der Opfer / \*\* | Ruth Klüger war damals mit dem amerikanischen Historiker Werner Thomas Angress (1920–2010), auch er aus Deutschland emigrierter Jude, verheiratet. Angress trat 1941 in die US-Army ein, gehörte zu den Sprachspezialisten, welche deutsche Gefangene verhörten und nahm an der Invasion in der Normandie teil, wo er gefangen genommen wurde.  In beiden Erinnerungen kommt das Gefühl zum Ausdruck, dass die Erfahrungen der Opfer nicht aufgenommen werden. Die Männer dozieren über die Vorgänge, aber sie weigern sich, die Betroffenen zu Wort kommen zu lassen. |
| 9: Unschlüssigkeit in der Frage der Entschädigung / \*\*\* | Einerseits fühlt sie sich fast etwas charakterlos, dass sie ausgerechnet diejenige Sprache zu ihrem Beruf macht, die sie eigentlich hatte ablegen wollen.  Andrerseits hält sie sich zugute, dass sie keinen Anspruch auf eine Wiederentschädigung gestellt hat, wie sie den Opfern des Nationalsozialismus ausbezahlt wurde.  Die Bundesrepublik Deutschland bot in den Bundesentschädigungsgesetzen von 1953 und 1965 den Opfern des Nationalsozialismus Entschädigungen an, wenn sie diese bis 1969 beantragten. |
| 10: Nicht Ernst Nehmen der Opfer / \*\* | Hinter den drei Erlebnissen steckt das Gefühl, als jüdische Frau nicht Ernst genommen zu werden: Eine Frau kann nicht in einem richtigen Vernichtungslager überlebt haben, sie kann überhaupt nicht in einem Gefangenenlager gesteckt haben und ihre Kenntnisse über die jüdische Kultur glaubt ihr Martin Walser erst, nachdem er sie aus anderer Quelle bestätigt erhalten hat. |
| 11: Information über die eigene Geschichte durch die Geschichtsforschung / \* | Sie erfährt von den Todesumständen ihres Bruders im Zusammenhang mit der historischen Forschung, gewissermassen von aussen – in einer Situation, die gar nicht zu dieser Nachricht passte. Die Geschichte hatte gleichsam ihren Bruder für sich vereinnahmt, bevor Ruth Klüger sich privat mit seinem Tod hatte auseinandersetzen können. |
| 12: Eindringen in die Privatsphäre der Opfer / \*\* | Ruth Klüger findet Anteilnahme angemessen, aber sie lehnt die Sensationshascherei ab. Lieber sagt sie als Serviertochter, dass die KZ-Nummer eine Telefonnummer eines Freundes sei. |
| 13: Unverständnis der davongekommenen Jüdinnen/Juden / \*\*\* | Ruth Klüger und ihre Pflegeschwester erhalten auch von den Fachleuten keine Hilfe: Einerseits werden ihre Erlebnisse und Erinnerungen nicht Ernst genommen, andrerseits sind sie aber der Grund dafür, weshalb Ditha nicht die Ausbildung zur Krankenschwester machen kann. Im Grund genommen lehnen auch die Fachleute wie der Psychiater Fessler, die Erinnerungen als Demütigung ab und versuchen sie bei sich und bei ihren Patientinnen zu verdrängen. |

1. Flüchtlingszug [↑](#footnote-ref-1)
2. «Muselmänner»: Ruth Klüger wählt hier eine Bezeichnung, die der Auschwitz-Gefangene Tadeusz Borowski für die ausgemergelten KZ-Gefangenen gebraucht hat; der Begriff ist also nicht diskriminierend gemeint. [↑](#footnote-ref-2)
3. Der Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher fand vom 20. November 1945 bis zum 1. Oktober 1946 statt, also zur Zeit, in der Ruth Klüger in Deutschland lebte. Die zwölf Nachfolgeprozesse dauerten bis 1949. Die späteren Auschwitzprozesse fanden zwischen 1963 und 1968 vor deutschen Gerichten statt und führten zur Verurteilung von 20 Funktionären im Vernichtungslager Auschwitz. [↑](#footnote-ref-3)
4. Der Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher fand vom 20. November 1945 bis zum 1. Oktober 1946 statt, also zur Zeit, in der Ruth Klüger in Deutschland lebte. Die zwölf Nachfolgeprozesse dauerten bis 1949. [↑](#footnote-ref-4)
5. Ruth Klüger bezieht sich hier wohl auf einen amerikanischen Kriminalroman von Mickey Spillane (1918–2006) aus dem Jahr 1962, ‹The Girls Hunter›, der 1963 verfilmt wurde. In ihm werden junge Frauen Opfer eines Kriminellen. [↑](#footnote-ref-5)
6. So bezeichnen Briten/Britinnen und Amerikaner/innen den deutschen Luft- und Bomben-Angriff auf Grossbritannien 1940/1941. [↑](#footnote-ref-6)
7. Spezialist für die deutsche Sprache [↑](#footnote-ref-7)
8. DPs: Desplaced Persons: Vertriebene; Ruth Klüger zählt sich auch dazu. [↑](#footnote-ref-8)
9. Mit ‹Christoph› bezeichnet Ruth Klüger den deutschen Schriftsteller Martin Walser (geb. 1927). Martin Walser hat ein sehr kompliziertes Verhältnis zum Holocaust; er befürwortete eine Verantwortung, aber wandte sich verdeckt schon in den sechziger Jahren (Ruth Klüger bezieht sich auf seinen Aufsatz ‹Unser Auschwitz› von 1965), deutlich dann in seiner Rede in der Frankfurter Paulskirche 1998 dagegen, dass die Deutschen immer für den Holocaust verantwortlich gemacht werden. [↑](#footnote-ref-9)
10. Stalag: Stammlager, nationalsozialistische Bezeichnung für Lager zur Unterbringung von Kriegsgefangenen. [↑](#footnote-ref-10)
11. Im Drama von Macbeth (1606) schildert William Shakespeare dessen Aufstieg zum schottischen König durch einen Königsmord. Über ihr Verbrechen verlieren Macbeth und seine Frau den Verstand. [↑](#footnote-ref-11)
12. KZ-Nummer: Den Gefangenen, die nicht gleich ermordet wurden, liessen die SS-Leute Nummern auf den Unterarm eintätowieren. [↑](#footnote-ref-12)
13. Purist: jemand, der möglichst alles Fremde, Verhüllende aus den Gedanken, aus einem Stil entfernen möchte. [↑](#footnote-ref-13)
14. Anfällen von Depression [↑](#footnote-ref-14)
15. Ausbildungsstätte für Krankenschwestern [↑](#footnote-ref-15)
16. Herr Lazarus («Lazi») Fessler war ein Freund von Ruth Klügers geflohenem Vater, dem es im Gegensatz zu diesem gelungen war, in die USA zu entkommen. Ruths Vater war in Auschwitz umgekommen. Ruth Klüger erhoffte sich von diesem Herrn Fessler deshalb Verständnis und Hilfe bei der Verarbeitung ihrer Erinnerungen. [↑](#footnote-ref-16)